



## Zeit verlieren? Zeit gewinnen!

Liebe Leserin, lieber Leser,

gerade in der Ferienzeit häufen sich die Staumeldungen im Radio, bei denen es heißt: Sechs Kilometer Stau auf der A 3; das bedeutet einen Zeitverlust von – sagen wir – 45 Minuten. Und auch sonst „verlieren“ wir viel Zeit: beim Warten auf den Zug, an der Supermarkt-Kasse oder beim Arzt. Mehr als 55 Prozent der Deutschen nehmen Wartezeiten als größtes Ärgernis im Alltag wahr, so das Ergebnis einer Studie der Gesellschaft für Konsumforschung. Dabei können wir von anderen Kulturen lernen, dass das Warten auch gute Seiten haben kann. Ich habe das selbst vor vielen Jahren in einem Urlaub in Griechenland erlebt. Die Mittagssonne brennt vom blauen Himmel, die



wenigen Bäume spenden großzügig Schatten. Wir stehen am Bahnhof und warten auf den Zug. Eine Stunde, zwei Stunden. Menschen kommen miteinander ins Gespräch oder träumen vor sich hin. Dann rollt der Zug ein – unendlich langsam. Was damals in Griechenland zum Alltag gehörte, daran müssen sich die meisten Europäer heute erst gewöhnen: an die Langsamkeit, an das Warten. Kommt der Zug nicht jetzt, kommt er später. Oder morgen.

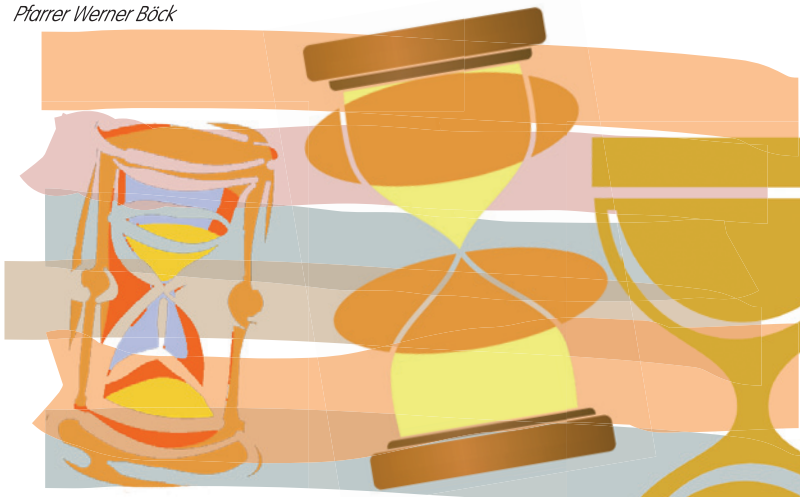
In manchen Ländern ist das bis heute so. Warten macht dort einen Großteil des Tages aus. Das gilt in der westlichen Welt als höchst anachronistisch. Schließlich bedeutet die Verfügung über die eigene Zeit einen Zugewinn an Freiheit. Wer hingegen über die Zeit anderer bestimmt, übt Macht aus. Schon der Adel ließ seine Bittsteller gerne warten. Demgegenüber verspricht die Warteschlange Gerechtigkeit, weil dort die Zeit eines jeden dasselbe wert ist. Dieses Gleichheitsideal stammt aus England, dem Mutterland der modernen Demokratie – und ist längst durch kapitalistische Prinzipien ausgehöhlt. Als Privatpatient beim Arzt oder beim Fliegen in der Business-Klasse: Man kann sich vom Warten freikaufen. In anderen Fällen geht das nicht: für

Geflüchtete beispielsweise, die auf eine Aufenthaltsgenehmigung warten, wird das Wartezimmer zum Ort, wie ihn schon Franz Kafka in seinem Roman „Der Prozess“ beschrieb: ein Symbol der Ohnmacht im Angesicht undurchsichtiger Bürokratie.

Offenbar beeinflusst der unterschiedliche Umgang mit der Zeit, wie gewartet wird. Wo die Gemeinschaft stärker, das Klima wärmer und die Wirtschaftskraft niedriger ist, herrscht ein geringeres Lebenstempo. Ein gedehntes, am Rhythmus der Natur oder an sozialen Gegebenheiten orientiertes Zeitverständnis erhöht die Toleranz beim Warten – weil Pausen ritueller Teil des Alltags werden. Sie können Freiräume eröffnen – für eigene Gedanken, soziales Miteinander oder einfach nur fürs Nichtstun. Bei uns dagegen bedeutet warten häufig: Zeit verlieren. Je straffer Arbeitswelt und Gesellschaft organisiert sind, je stärker die Zeit in die Uhr gepresst wird und die Erwartung an Pünktlichkeit und Zielerfüllung steigt, desto eher verlieren die Menschen die Fähigkeit zum Warten. Oft übertönt das Ticken der inneren Uhr dann auch im Urlaub das Rauschen des Meeres, ungeduldig scharrende Füße halten die Anspannung aufrecht, der Ärger über das bloße Herumstehen verhindert, dass wir mit anderen ins

Gespräch kommen. Das Smartphone erledigt den Rest. Die 50. Whatsapp überbrückt den kurzen Moment der Langeweile, das Instagram-Foto ersetzt das Staunen über den schönen Sommerabend. Wer ist da noch bereit, dem Warten auch etwas Positives abzugewinnen? Etwas mehr Gelassenheit täte uns – nicht nur – im Urlaub gut. Sie kann das Warten in geschenkte Zeit und damit in einen Gewinn verwandeln, meint Ihr

*Pfarrer Werner Böck*



## Reformation und Nächstenliebe



„Wir können tausendmal verkünden, die Leidenden täten uns leid; wenn wir ihnen nicht helfen, so gilt all dies Gerede rein nichts.“ Wie Luther hatte auch der Johannes Calvin in Genf erkannt, dass man keine besonderen frommen Werke vollbringen müsse, um Gott zu dienen. Im alltäglichen Tun, in der Familie, im Beruf und im Gemeinwesen, im Umgang mit unserem Nächsten solle sich „gelebter Gottesdienst“ vollziehen – so weit waren sich die Reformatoren einig. Das Gebot der Nächstenliebe frage nicht danach, wer mein Nächster ist, sondern wem ich zum Nächsten werden könne. Und anstatt Ablassbriefe zu kaufen, sollten die Menschen ihr Geld lieber für die Versorgung der Armen ausgeben.

Diese „Entdeckung“, die nicht wirklich neu war, half, festgefügte Rollenmuster aufzubrechen und soziale Grenzen zu überwinden. Die Befreiung aus kirchlicher Bevormundung ermöglichte es den Menschen, Verantwortung für sich selbst und für andere zu übernehmen. Das galt zunächst jedoch nur für den persönlichen, privaten Bereich. Erst mit der pietistischen Reformbewegung knapp zweihundert Jahre später wurde der diakonische Gedanke auch in der allgemeinen Sorge um sozial benachteiligte Menschen umgesetzt und damit die Diakonie als Eckpfeiler kirchlichen Handelns wiederentdeckt.

Die wohl bedeutendsten diakonischen Impulse kamen aus dem aufgeklärten Frankreich. Dort vereinigte der Elsässer Landpfarrer Johann Friedrich Oberlin (1740 - 1826) einen lebendigen, biblisch orientierten Glauben mit demokratischen Ideen und den Idealen der Aufklärung. Oberlin bezeichnete sich selbst als evangelisch-katholisch sowie als deutsch und französisch und initiierte eine ganze Reihe diakonischer Projekte wie zum Beispiel einen Hort für vernachlässigte Jungen. Er entwarf eine Konzeption für Anschauungsunterricht für Kinder, lange bevor Friedrich Fröbel 1840 ähnliche Ideen im Zusammenhang mit der Gründung der ersten Kindergärten entwickelte. Die Ausbildung junger Frauen lag ihm ebenso am Herzen wie die Weiterentwicklung des Schulwesens und der Lehrerbildung. Und bereits ein halbes Jahrhundert vor Friedrich Wilhelm Raiffeisen begann er, eine Darlehenskasse einzurichten. Seine Ideen fanden zahlreiche Nachfolger in Deutschland und Europa bis hin nach Amerika und tragen bis heute dazu bei, dass die diakonische Hinwendung zum Nächsten – nicht nur – in den Kirchen der Reformation einen unaufgebaren Stellenwert besitzt.

*Pfarrer Werner Böck*



Urlaub:



weg von hier - hin zum ich.

*Herbert Lüdke*